

JOSEF WINKLER:

**„DER MEXICANISCHE ZUCKERTOTENKOPF“**

Mitgenommen auf unsere sechswöchige Reise nach Mexico, bei der auch die vierjährige Siri und der zwölfjährige Kasimir dabei waren, hatte ich die Bücher „Der Bildverlust“ von Peter Handke, Jane Austens: „Sinn und Sinnlichkeit“ und von Terézia Mora den Roman „Alle Tage“, um schließlich in den Ruhestunden im einen und anderen Buch zu lesen, in Mexico-City, auf dem Hügel des Chapultepec, in einem Wohnviertel, in dem die ausländischen Botschaften angesiedelt sind und wo vor allem die Reichen Mexicos wohnen, die sich, und ich rede von Abertausenden Häusern, mit fünf Meter hohen Mauern oder Gittern, mit draufgesetzten elektrisch geladenen Stromdrähten und Wachposten vor den Schranken umgeben, denn Eingangstüren gibt es dort keine, nur sich öffnende, breite Schranken, wo ich dann also, ebenfalls verbarrikiert und hochvergittert, bei der Embajada di Austria, in einer Wohnung, die ein ehemaliges Cinema war, immer wieder lesend, in den Ruhestunden also, Sätze aus den Büchern von Peter Handke, Jane Austen und Terézia Mora in mein Notizbuch schrieb: *„Wenn es also so ist, wieso gibt sie sich nicht damit zufrieden, wieso besteht sie darauf, daß ich auf diese, ich zitiere, Himmelfahrtsgeschichte verzichte?“* Ich zitiere also einen Satz aus dem Roman „Alle Tage“ aus meinem mexicanischen Notizbuch, auf das ich ein Bild geklebt habe, das ich im Museo Bellas Artes gefunden habe, auf dem Frida Kahlo abgebildet ist, in einem Krankenhaus liegend, vier Jahre vor ihrem Tod, einen großen weißen Zuckertotenkopf in den Händen haltend, dessen große Augenhöhlen mit grünem Glanzpapier ausgelegt sind und auf dessen Stirn, ebenfalls auf einem roten Glanzpapierstreifen mit weißem Zuckerguß groß FRIDA steht, Hospitalizada con calavera de azúcar. Ein Foto aus dem Jahre 1950. Frida Kahlo ist 1954 gestorben, wohl an den Folgen eines schweren

Verkehrsunfalls, fünfundzwanzig Jahre zuvor. „Kurz nachdem wir in den Bus gestiegen waren“, erzählt Frida Kahlo, „kam der Zusammenprall. Wir hatten zuerst in einem anderen Bus gesessen, aber ich hatte ein kleines Schirmchen verloren, und wir stiegen aus, um es zu suchen; so kam es, daß wir in diesen Bus stiegen, der mich verstümmelte. Die Straßenbahn fuhr langsam, aber unser Busfahrer war ein ungeduldiger junger Mann. Als die Bahn um die Ecke bog, schob sie den Bus gegen die Hauswand. Durch den Aufprall flogen wir nach vorn, und ich wurde von dem Handlauf durchbohrt wie ein Stier vom Degen. Ein Mann sah mich in einer riesigen Blutlache liegen, er hob mich hoch und legte mich auf einen Billardtisch, bis das Rote Kreuz eintraf. Ich verlor meine Jungfräulichkeit, eine Niere war gequetscht, ich konnte kein Wasser lassen. Niemand schenkte mir Beachtung.“

Mit meinem vollgeschriebenen mexicanischen Notizbuch, auf dem die vier Jahre vor ihrem Tod im Krankenhaus liegende, einen großen, weißen, verzierten Zuckertotenkopf haltende Frida Kahlo abgebildet ist, und mit dem Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora in der Hand, immer wieder Sätze suchend in der Nacht unseres Rückfluges – am Morgen unseres Abflugtages, unmittelbar nach dem Aufwachen, sagte die vierjährige Siri, noch im Bett sitzend, entzückt und in Vorfreude: „Mexico-City – Klagenfurt-City“ – , fiel mir, nachdem ich in den Wartestunden am Frankfurter Flughafen die neuen Zeitungen durchgeraschelt hatte, ein langes Interview von Peter Handke aus der „Frankfurter Rundschau“ in die Hände, das mich schließlich bis Klagenfurt begleitete und sanft landen ließ mit seinen Worten, die ich ebenfalls in mein Notizbuch, ins Zitatenskapitel, zu den Sätzen von Terézia Mora und Jane Austen setzte und in dem Handke – ich atmete auf und das Flugzeug landete und die Kinder jubelten – zum Journalisten, der ihn interviewte, sagte: „Alle Hauptwörter, die mit ‚ist‘ enden, treffen nicht auf mich zu. Ich bin ein Freund der Zeitwörter. Sowie Sie auf mich ein Hauptwort anwenden, ist es schon falsch. Sogar das Wort ‚Autor‘ oder ‚Schriftsteller‘ können Sie streichen. Ich bin kein Schriftsteller, sondern ich schreibe, ich habe geschrieben, ich werde geschrieben haben.“

Sehr gut, sagte ich mir, wir sind gelandet, wir sind wieder hier, und auch ich bin kein Schriftsteller, und auch Terézia Mora ist keine Schriftstellerin, wir schreiben und haben geschrieben, werden geschrieben haben und weiter schreiben, bis wir in einer, um ein Wort von Terézia Mora zu gebrauchen, *Himmelfahrtsgeschichte* das letzte Mal zwischen zwei Buchdeckeln auftauchen werden. „*Laßt mich ausreden! Eine Gotteserfahrung gemacht, ich verstehe, daß man dafür jederzeit ins Irrenhaus kommt, es war sehr freundlich von dir, mich wieder herauszuholen*“, lese ich in schwarzer Tintenschrift den in mein Notizbuch eingetragenen Satz aus dem Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora. Es war eine Gotteserfahrung und eine Himmelsgeschichte gleichzeitig, dachte ich, mein aufgeschlagenes Notizbuch in der Hand haltend, einen Finger eingeklemmt zwischen zwei Seiten, die Füllfeder in der anderen Hand, als wir in Amecameca, am Fuße des Vulcans Popocatepetl, in einer Kirche saßen und ich auf die Figur eines gemarterten, das Kreuz tragenden Jesus schaute, vor dem die Leute stehenblieben, sie berührten seine Haare, Kleinkinder wurden hochgehoben, damit sie die Stirn Jesu berührten oder auch seine tiefen, rot ausgemalten Wunden küßten, als zwanzig, dreißig mit ihrer Federpracht geschmückte singende Indianer in die Kirche eintraten. Ein kleiner Indianerjunge ging mit einer brennenden Kerze voran, gefolgt von einem Mandolinenspieler und Indianerfrauen mit Weihrauchgefäßen, die die mit Blumen über und über geschmückten Heiligenfiguren mit dem indianischen Rauch beweihräucherten, beteten und sangen und schließlich an mir und an der im Kinderwagen liegenden Siri und an Kasimir vorbei, immer wieder „Adios! Adios!“ singend, rückwärts aus der Kirche gingen, so daß ich, zusammengekrümmt in der ersten Bank sitzend mit dem großen weißen Zuckertotenkopf in der Hand – Adios! Adios! -, mich umdrehte, auf die Indianer schaute und an die Indianerlektüre aus meiner Kindheit dachte, Karl-May-Bücher, die mir damals, am Weihnachtsabend nach der Christmette, eingepackt in Weihnachtspapier, die Pfarrerköchin schenkte, die Pfarrermarie, wie sie genannt wurde, die mir schamvoll das

Geschenk überreichte mit den Worten: „Steck ein! Steck schnell ein!“ Damit es niemand sieht. Auch eine Gottes- und Himmelfahrt.

Bald nachdem wir in Klagenfurt gelandet waren mit dem großen weißen mexicanischen Zuckertotenkopf, wollte ich eigentlich mit der Laudatio für Terezia Mora beginnen zur Verleihung des Franz-Nabl-Preises am heutigen Abend, aber ich konnte nicht mehr schreiben, nicht lesen, war ständig müde, wusste nicht mehr, wann ich ins Bett zu gehen, wann ich aufzustehen habe, was ich essen oder nicht essen solle, und auch der zwölfjährige Kasimir stand am dritten Tag nach unserem Rückflug aus Mexico-City um zwei Uhr morgens auf, steckte sich den „Krieg der Knöpfe“ in den Videorecorder und gleich danach „Der Schatz im Silbersee“, kroch um sechs Uhr morgens wieder ins Bett und ließ sich erst am frühen Nachmittag wieder blicken. Mein vollgeschriebenes Notizbuch hatte ich in den Kasten gesperrt zu meiner Sammlung klassischer indischer Musik, wieder herausgenommen, wieder weggesperrt und bekam schließlich von Tag zu Tag mehr Angst, die Sprache tatsächlich verloren zu haben. Ich fragte mich, warum ich wohl auch diese Passage aus dem Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora in den großen weißen Zuckertotenkopf mit den grünen Augenhöhlen hineingeschrieben hatte: „*Kurz: Er hat seine Sprache verloren. Einen klugen Jungen haben sie übrigens. Im unwahrscheinlichen Porzellanweiß seines rechten Auges ist das gesamte Krankenzimmer eingefasst.*“ Und ich fragte mich, ob ich vielleicht mit Handkes Bildverlust, Jane Austens Sinn und Sinnlichkeit und mit Alle Tage von Terézia Mora nach Mexico-City zurückfliegen und am Chapultepec in die fünf Meter hoch vergitterte Wohnung, ein ehemaliges Cinema – ganz groß, in violetten Lettern, steht noch heute ‚Cinema‘ über dem Wohnungseingang -, zurückkehren sollte, wo ich meine Sprache habe liegen lassen, und sie wieder holen, zurückfliegen sollte mit dem großen weißen Zuckertotenkopf auf dem Schoß im Flugzeug, denn mir fiel ein, daß ich das Tintenfaß, von dem ich jeden Tag Tinte abgesaugt, habe stehen lassen, wenige Schritte vor dem fünf Meter hohen Gitter, wo nebenan, wiederum

wenige Schritte entfernt, den Hügel hinauf, vor einem Nobelhaus ein uniformierter Wächter stand, der mir einmal, als in der Nacht über mehrere Stunden im Cinema der Strom ausfiel, Kasimir zehn, zwanzig Kerzen in der Wohnung anzündete und ich auf die Straße hinausging und den Wachmann zurate zog, beruhigte und mir mitteilte, daß im ganzen Viertel am Chapultepec der Strom ausgefallen sei, das Licht in ein oder zwei Stunden wiederkommen werde, worauf ich ihm zum Dank ein paar Päckchen Manner-Schnitten brachte, Dolce de Austria! sagte ich zu ihm, dem wir auch ganz zum Schluß noch einmal, am Vorabend unserer Abreise, wieder Manner-Schnitten brachten, die eigentlich Kasimir den Indianern am Fuße des Vulcans Popocatépetl bringen wollte, aber wir hatten vergessen, vor unserer Reise aufs Land hinaus die Manner-Schnitten einzupacken, und der Wachmann, sich bedankend für die Süßigkeit, deutete mit dem Zeigefinger auf sein Auge, und ich wusste, daß er nicht nur aufs Nobelhaus neben dem Cinema, wo wir gewohnt haben, sondern auch auf die vierjährige Siri und den zwölfjährigen Kasimir in der Zeit unserer Anwesenheit in Mexico-City am Chapultepec aufgepaßt hatte.

Immer wieder blätterte ich in Klagenfurt in meinem vierhundertseitendicken Notizbuch, auf dem Frida Kahlo, auf dem Krankenbett liegend, mit einem großen weißen Totenkopf mit grünen Augenhöhlen abgebildet war, und las in der Zitatenabteilung die eingetragenen Sätze aus dem Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora, aber meine schwarze Tinte war eingefroren, und ich konnte kein Wort aus meinem Eis lösen – *„Das ist so ein Moment, in dem die Verzweiflung in einem hochfährt, als wäre die Wirbelsäule, die Speiseröhre, ein Lift...“*, heißt es im Roman ‚Alle Tage‘ - und auch die Angst steigerte sich von Tag zu Tag, daß ich am Tage der Verleihung des Franz-Nabl-Preises an Terézia Mora mit leeren Händen dastehen würde im Literaturhaus in Graz, mich vielleicht tot stellen oder tatsächlich mit dem großen weißen Totenkopf mit den grünen Augenhöhlen zurückfliegen sollte nach Mexico-City, zum Chapultepec, und mir im Cinema das vergessene Tintenfaß holen sollte, bis schließlich der 13. September 2007 kam, ich eine Lesung in der Alten Schmiede in Wien hatte und mir am

nächsten Tag vornahm, in die Albertina zu gehen, zu der soeben eröffneten Ausstellung der Sammlung Batliner, um vielleicht dort ein Bild zu sehen, das meinen Sprachknoten löst, und schließlich, als ich ein Gemälde meines verehrten Chaim Soutine sah, das einen toten, auf einem weißem Tuch liegenden Fasan zeigt, versuchte ich sofort zu kombinieren und dachte an die in dem großen weißen Zuckertotenkopf in die Zitatenteilung eingetragene kleine Geschichte aus dem Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora: *„Auf seinem Weg in die Stadt überfuhr Erik einen Igel. Die Gedärme des Tiers lagen auf der Straße, eine kleine, blaue Niere. Schön ist das nicht, aber für den weiteren Verlauf des Tages spielte es vielleicht wirklich keine Rolle. Das Entscheidende, wie er immer sagt, ist erstens, den Moment zu erkennen, und ihn, zweitens, im Lichte der Ewigkeit zu betrachten. Ich bin das Tier, das (im Prinzip) Autos bauen kann, während das Tier, das Stacheln auf dem Rücken hat, sterbend am Straßenrand liegt, und aus.“*

Und aus! Die Geschichte hat sich! heißt es, aber mit dieser Kombinationsidee hatte sich meine Geschichte noch nicht, sie war noch nicht in Gang gekommen. Das Bild, mit dem großen, weißen Zuckertotenkopf in der Hand im Flugzeug nach Mexico-City zurückzureisen und mir im Cinema am Chapultepec das vergessene Tintenfaß zu holen, dem ich sechs Wochen lang täglich am Morgen beim Schlürfen von Darjeeling-Tee schwarze Tinte abgesaugt hatte, kam mir auf der Zugfahrt von Wien nach Klagenfurt noch mehrmals in den Sinn. Ich schaute bedrückt auf die am Zugfenster vorbeiflitzenden Sträucher und Bäume, blätterte im Ausstellungskatalog, ließ den toten Fasan von Chaim Soutine lange nicht aus den Augen, dachte wieder an die Geschichte vom plattgefahrenen Igel im Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora und an die Geschichte der Igelfamilie im „Bildverlust“ von Peter Handke, bis ich am Bahnhof in Klagenfurt aus dem Zug stieg und mir die vierjährige Siri am Bahnsteig entgegenlief – Mexico-City – Klagenfurt-City –, am Abend, kurz vor dem Finsterwerden. Auch den darauffolgenden Samstag, dem 15. September 2007, empfand ich als sprachlosen Tag, bis Sonntag, der 16. September 2007 kam, ich mich an den Schreibtisch setzte, Sätze

von Terezia Mora aus dem großen weißen Zuckertotenkopf mit den grünen glänzenden Augenhöhlen herausschälte und vor mir ausbreitete. Aber wieder verließ ich resigniert meinen großen schwarzen Schreibtisch mit den schwarzen Rolläden und ging zur Stadtpfarrkirche, in der Julien Green begraben liegt. Vor der Kirche stehend und – wie immer – auf den Kirchturm schauend und an die beiden Studentinnen denkend, die vor einigen Jahren sich vom Kirchturm zu Tode stürzten – der Stadtpfarrkirchengeistliche, Monsignore Mairitsch, erzählte mir, daß er im Moment des Sturzes der beiden Mädchen zur Kirche ging und in der Höhe zwei sich aufblähende, fallschirmartige Kittel wahrgenommen habe, die sich nach dem Aufprall am Asphalt als junge tote Mädchen entpuppten -, schließlich in die Kirche hineingehend, wie so oft ans Grab von Julien Green, seine in diesen Sekunden für mich durchsichtig gewordene Grabplatte umkreisend und ihm ins blaßgelb gewordene, zusammengefallene Gesicht schauend und in diesen Sekunden auch an seine erzkatholische Mutter denkend, die damals, als Julien vierzehn, fünfzehn Jahre alt war, seine Bettdecke zurückriß, ein gezücktes Messer in der Hand hielt und rief: „Julien! Wenn du das noch einmal machst!“, in diesem Moment, als ob ich Julien Green um Hilfe gerufen hätte, wurde der Hoffnungsschimmer, vielleicht doch noch schreiben zu können, zu einem noch undeutlichen, wohl noch nicht sichtbaren und fassbaren Bild, bis ich am Nachmittag zum Volksskino ging mit den zwanzig Sätzen und kleinen Geschichten aus dem Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora in meiner Lederjacke, mich hinsetzte dann und wann auf eine Bank, ein paar Sätze las und weiter ging, schließlich eine Straße zu überqueren begann, hellempört meine Hand mit dem Papier hob, als eine Autofahrerin wenige Zentimeter vor meinen Füßen vor mir vorbeiflitzte, ein anderes Auto an der linken Seite vor mir bremste, ein weiteres Auto von der anderen Seite in diese Straße einbog und ich in der Straßenmitte, zwischen den Autos stehend, ein junger Mann rief „Du Depperter!“ aus dem Autofenster, bis ich begriffen hatte, daß ich, mit den Sätzen aus dem Roman „Alle Tage“ in der Hand, bei Rot über die Straße gegangen war, mir heiß wurde, ich mich schämte, mir Angstschweiß auf die Stirn trat. Wenige Meter

vor dem Cinema, beim Gastgarten eines Cafés, saßen zwei schweigende Schwarze. Africa! sagte der eine, als ich vorbeiging, Africa! sagte er wieder, als drei Sekunden später, aus der Gegenrichtung kommend, ein anderer Mann an den beiden Schwarzen vorbeiging. Ich wollte mir den Film „Vier Minuten“ von Chris Kraus ansehen, denn Julien Green hat mich im Stich gelassen, dachte ich, und mit den Sätzen von Terézia Mora in der Hand gelingt es mir vielleicht ein paar Bilder von der Leinwand zu kratzen, den Film anzusehen, in dem Monica Bleibtreu in einem Frauengefängnis der Insassin, einer Mörderin, die von der ebenfalls fabelhaften Hannah Herzsprung gespielt wird, Klavierunterricht gibt.

Ich greife jetzt dieser, meiner Geschichte in ihrer Chronologie voraus und sage, daß ich auch diesmal wohl eine ganze Stunde lang geweint habe vor der Leinwand, wie eigentlich immer, wie bei den meisten Filmen im Cinema und wahrscheinlich wohl seit damals, als ich sechzehn Jahre alt war und mein Vater mit einem nach Tierkot stinkenden Kalbstrick vor mir stand, nachdem ich in Villach im Kino und später als sonst aus der Handelsschule nach Hause gekommen war, und mir den Kalbstrick unter die Nase hielt mit den Worten: „Schau ihn dir an! Schau ihn dir genau an!“ Ich setzte mich wieder in die erste Reihe, damit ich ganz nahe bei der Leinwand und bei den Bildern sein konnte, und schrieb im Halbfinstern eine Anzahl Sätze auf die Rückseite der Blätter, auf denen die Sätze und kleinen Geschichten aus dem Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora standen, einmal die Worte der alten, von moderner Musik genervten Klavierlehrerin: „Nie wieder diese Negermusik!“ Und später noch einmal: „Diese Negermusik ist nicht der Rede wert!“ Und die Worte der lieber Jazz als Schumann auf dem Klavier spielenden jungen Mörderin Jenny: „Mein Stiefvater wollte aus mir einen Scheißmozart machen. Mit zehn war ich schon auf allen Konzerten der Welt. Und mit zwölf hat er mich durchgefickt.“ Und auf der Gefängnismauer der Leinwand und auf der Leinwand der Gefängnismauer stand ein Satz aus dem Evangelium Lukas: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen!“

Bevor ich also in den Kinosaal ging, setzte ich mich ins Cinemacafé, zog wieder die Sätze und kleinen Geschichten aus dem Roman „Alle Tage“ von Terézia Mora aus dem großen weißen Zuckertotenkopf mit den grünen glänzenden Augenhöhlen und las, die beiden vorbeifahrenden und das quietschend vor mir stehenbleibende Auto auf dem Weg zum Kino, an einer Kreuzung, was ich offenbar bei der Textauswahl vorgeahnt haben mußte, vor Augen: *„Heute habe ich einen Mann gesehen, der muß aus dem Himmel gefallen sein oder aus der Hölle gefahren, als er... Und: „Wie auch immer, sagte sie schließlich. Er ist nicht tot. Sondern lebt und wirkt völlig normal, bis auf den Umstand, daß er daran festhält im Himmel zu sein.“* Ja, dachte ich, an einer Cola nippend, beim Wiederlesen der immerselben Sätze von Terézia Mora, ich bin nicht tot, kein Aufprall, ich wurde auch von keinem Stück Eisen durchbohrt, „wie ein Stier vom Degen“, um die Worte von Frida Kahlo zu gebrauchen, lag auch in keiner riesigen Blutlache – ich erinnere mich, wenige Tage vor unserer Abreise aus Mexico-City sahen wir bei einem Verkehrsunfall im dichten Regen und im langsamen Vorbeifahren, zwei Männer, die auf dem Asphalt ein weißes Tuch behutsam ausbreiteten -, nein, ich war nicht überfahren worden, ich lebe, niemand muß, um die Worte aus dem Roman „Alle Tage“ zu gebrauchen, einem Skelett Kleider anziehen. Ich steckte den großen weißen Zuckertotenkopf mit den grünen Augenhöhlen wieder in meine Tasche, stand auf, schüttelte meine Beine, denn ich mußte mich schließlich vergewissern, daß ich tatsächlich noch am Leben war, ging wieder vors Kino, denn es war noch Zeit für den Film, auf die beiden, noch immer auf der Caféterrasse sitzenden Schwarzen zu in der Hoffnung, daß sie wieder, wenn ich langsam vorbeigehe, „Africa!“ sagen werden. Sie schwiegen, sie sagten kein Wort, aber ich spürte längst, noch bevor ich als letzter ins Cinema gegangen, das ich als letzter verließ, daß meine Himmelfahrtsgeschichte in Gang gekommen war im Cinema am Chapultepec.